



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biese, Alfred: Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in
der Poesie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie

Von Alfred Biese



eder Naturgenuß beruht nicht nur auf dem unmittelbaren Eindruck, auf der unmittelbaren Wirkung von Form und Farbe und Ton, sondern vor allem auf dem, was wir aus unsrer innern Erfahrung, unsrer Gedankenwelt, unserm Seelenleben hinzuthun. Was wir selbst an Stimmung, an Geist und Gemüt in die Natur hineinlegen, das giebt sie wieder; und wie nahe verwandt die Natur dem Menschen ist oder in welchem Grade der Mensch nur ein Glied der Natur ist, das beweist die Thatsache, daß keine Gestalt in der Natur so spröde ist, daß wir uns nicht ihr anpassen, uns in sie hineinfühlen könnten. Ohne Belebung, ohne Beseelung wäre die Natur kalt und tot, ein seelenloses Bild; aber das Auge der Phantasie durchgeistigt die Erscheinungswelt, sieht die geheimsten Beziehungen zwischen ihr und der Menschenseele, entdeckt jene tiefe Symbolik, die aus Werden und Vergehen, aus Blühen und Welken, aus Bewegung und Ruhe in Gebirg und Thal, in Wald und Feld zum Menschenherzen spricht.

Da lächelt denn vor Freude ein heller, sonniger Frühlingstag, da ist ein trüber, grauer Herbsthimmel von Trauer umdüstert. Da ragt mit stolzer Stirn der Fels in den Äther empor, da schleicht mit leisen Tritten der Fluß durchs Thal; da stürzt sich in übersäumender Lust der Bach dahin, da zieht der Strom seine majestätische Bahn im Vollgefühl seiner Kraft. Heimlich und traut ruht der Waldsee in tiefer Einsamkeit, ahnungsvoll, träumerisch Blatt und Busch und Baum widerspiegelnd. Uns ist, als ob sich die Natur selbst beschaute, als ob sie sich in dämmerndem Selbstbewußtsein selbst genösse, und so senken wir, was an Sinnen und Sehnen, an Bangen und Hoffen in uns lebt, hinein in die ruhige Wasserfläche mit ihren zarten, ineinander rinnenden Formen. Im Walde umschauert uns die grüne Dämmerung, die dem sonnenermüdeten Auge wohlthut, aber zugleich ist es uns, als ob wir einträten in das Reich uralter Riesen und Recken, es ist uns, als ob uns die Bäume erzählen wollten

von dem Laufe der Jahrhunderte; sie flößen uns Ehrfurcht ein durch ihre beoosten Stämme, ihre verwitterten Äste, durch ihre Würde und Kraft, die Wind und Wetter getrotzt hat. Und die jungen Stämme baden mit Wonne ihre Häupter im Sonnenlicht, während die Vögel zwitschern und die Rehe weiden; es ist uns, als träten wir in ein Reich der süßesten Einsamkeit, des sanftesten Naturfriedens. Ja selbst in der Gletscher- und Gebirgswelt mit ihrer starren Öde, wo uns das Gefühl überwältigt: hier ist nichts Lebendes, hier ist keine bleibende Stätte für Wesen, die da atmen, überkommt es uns, als spräche die Ewigkeit, die hier zu Eis erstarrt ist, zu uns von der Wichtigkeit des Weltgetümmels, von der hehren Stille und dem hohen Frieden einer übersinnlichen Welt. Oder wir denken uns hinein in jene treibenden Kräfte, die einst diese Riesenblöcke hoben und dann erstarrten, und empfinden die Kämpfe nach, in denen sich diese Formen aus tiefem Schoße emporrangen.

Doch der unentrinnbarste und allgemeinste und dabei der großartigste Natureindruck ist der Nachthimmel mit seinen Milliarden von Sternen. Fragen wir uns zunächst, worin die Physiologie seines Eindrucks, d. h. das Elementare, Objektive, und worin die Psychologie dieses Eindrucks, also das, was wir (metaphorisch) von unserm Innenleben hinzuthun, besteht.

Herakleitos nannte den Kampf den Vater aller Dinge. Kampf ist der Urheber aller Harmonie. Er vernichtet nicht nur, er gleicht auch aus, und damit wird er schöpferisch. In ihm wurzelt der Kontrast; nur durch den Gegensatz können wir uns unsre — relativen — Begriffe klar machen. Aber auch die ästhetischen Anschauungen können wir uns nur durch ihn verdeutlichen; er hat etwas Wurzelhaftes, er ist die Seele des Komischen, die Seele des Tragischen, des Erhabenen, des Romantischen. Aber auch in den sinnlichen Eindrücken herrscht er. Das Helle ist ohne den Gegensatz des Dunkeln nicht denkbar; auf diesem Gegensatz beruht der Reiz des Tages und der Schauer der Nacht. Aber das Licht ist zugleich die Quelle der Wärme, und Wärme ist Leben. Wie Licht und Schall, beruht die Wärme auf Schwingungen, sie ist innere Schwingungsbewegung, die die Ausdehnung des Körpers bestimmt. Wird aber nun — ich folge hier Örsted — jeder Körper unaufhörlich von Wärmestrahlen durchglüht, bei beständigem Geben und Empfangen in allen seinen Teilen, so wird die Art seines Seins durch einen stetigen äußern und innern Kampf bestimmt, wie aller scheinbare Stillstand nur ein Gleichgewicht zwischen den entgegengesetzten, nie aussterbenden Wirklichkeiten ist. Die Licht- und Wärmestrahlen, die die Allernährerin Sonne durch den weiten Himmelsraum sendet, sind die wirkenden Ursachen dieser innern Bewegung. Das Licht enthält also den Keim zu der unaussprechlich mannichfaltigen, für den unmittelbaren Sinneneindruck verborgnen, innern Wirklichkeit, durch die die ganze Körperwelt verhindert wird, zusammenzusinken. Es ist daher eine große Offenbarung des allgemeinen Naturlebens. Hörten die durch das Licht hervor-

gerufenen innern Wirksamkeiten auf, so würde ein inneres Zuruhegehen folgen, begleitet von einem allgemeinen Hinschwinden und Zusammenfallen und einem endlichen Stillstand und Tod. Demnach ist der Finsterniszustand nicht nur ein Mangel an Licht, sondern eine innere Bewegung gegen Vernichtung und Tod. Und so liegt hier die physiologische Wurzel unsrer Freude am Licht und der Symbolik von Licht und Leben, von Finsternis und Tod, wie sich auf dieser in sich selbst notwendigen Natureingebung auch der Unterschied in der Charakteranlage der Völker in dem trüben, wolkigen, licht- und wärme-losen Norden und der heitern Südländer gründet, die in lichten Farben ihren schönheitsfreudigen Sinn sättigen.

Doch die dunkle Nacht wirkt auch noch in andrer Hinsicht auf die Seele des Menschen ein. Wenn sich der Geist aus dem Banne löst, den die Finsternis mit ihren Schrecken schafft, so fühlt er sich, in sein Inneres zurückgewiesen, durch Entfernung des Lichts der bunten Mannichfaltigkeit der Dinge entückt, und läßt desto freier „eine nach dem Unendlichen gerichtete Geisteswirksamkeit“ in sich herrschen. Und so nennt Örsted in seiner „Naturlehre des Schönen“ die Finsternis auch die Mutter des Feierlichen, den Vater aber den reinen, geistigen Inhalt der Lichtwelt, die von keiner Finsternis vernichtet werden kann. Und dieses feierliche Gefühl wird noch gesteigert durch die tiefblaue Farbe, die am Nachthimmel erscheint; denn wie uns das Weiße sinnbildlich Reinheit und Unschuld, das Schwarze Trauer bezeichnet, so scheint uns das Blaue in seiner tiefen Färbung die Bedeutung des Leeren, Unkörperlichen, vom Irdischen Ableitenden, kurz der Sehnsucht anzunehmen. Das Blau ist ein anlockendes Nichts, sagt Goethe. Auch im Blau verschmilzt der objektive Natureindruck mit dem subjektiven. Was wir unter seiner Einwirkung als Eindruck empfinden, nämlich die sanfte, milde Berührung des Auges, übertragen wir auf die Naturgegenstände, die uns in dieser Farbe erscheinen, und so offenbaren sie uns eine heitere, feierliche Ruhe. So besonders das Blau des Himmels, wenn es sich im Wasser, im See spiegelt. Doch auch hier ist wieder der Kontrast das Wirksamste. Die blauen Seen scheinen uns im Gegensatz zu der dunkeln, starren, leblosen Erdoberfläche lebensvoll, beseelt, dem strahlenden Menschenauge gleich, das zu uns eine seelische Sprache spricht, und so würde auch der blaue Nachthimmel nicht so feierlich und doch zugleich lebendig wirken, wenn nicht die Leuchtkraft, die schon von seinem Blau allein ausgeht, den Gegensatz zu der nächtlichen Lichtschwäche der Erde bildete.

Was aber vom Nachthimmel im allgemeinen gilt, das gilt noch mehr vom gestirnten. Auch sein Eindruck gründet sich auf Lichtfreude und auf Kontrast. „Das Auge empfängt hier den Eindruck von Lichtpunkten, von denen jeder in seinem Kampfe mit der Finsternis eine im Verhältnis zu seiner Kleinheit unermessliche Lichtkraft zeigt. Diese klaren Lichter besiegen zwar die Finsternis im Himmelsraum, aber die Erde liegt finster und tot vor uns

und mit dem Schrecken der Finsternis erfüllt, während das Auge, indem es sich gegen den Himmel hebt, Licht empfängt.“

Auch der schlichte, nicht reflektirende Mensch, bei dem die Vernunft ihre geheimen Winke nur wenig in die sinnliche Auffassung hineinmischt, wird von einem Doppelten, das in solchem Grade nirgends wiederkehrt, ergriffen und zur Bewunderung hingerissen. Das ist die erhabne Weite und Unermesslichkeit des Raumes, den der blaue Himmelsdom einnimmt, und dann die Fülle von Lichtpunkten, die die große Ausdehnung, die sonst tot, leer und unfassbar wäre, beleben. Und wie sanft wirkt zugleich das milde Licht, das aus der Höhe herabströmt, auf das Auge, wie besänftigend und beseligend in der feierlichen Stille, die gleichsam nur durch das Blitzen der Sterne unterbrochen wird! Und das führt von der sinnlichen Lichtfreude, von dem schlichten Staunen über die unermessliche Weite zu tieferer Betrachtung, zur psychologischen Verinnerlichung des optischen Eindrucks.

Diese Lichtpunkte da oben verbürgen uns das Dasein von Welten in den fernsten Himmelsräumen, zu denen wir uns emporgehoben fühlen wie in eine reinere, idealere Welt. Und vor der Empfindung des Kontrastes zu der Dunkelheit der uns umgebenden, uns bannenden Erde verschwindet die Erde mit ihren kleinlichen Verhältnissen, mit den Schranken alles Irdischen, mit den Jämmerlichkeiten des Alltagslebens, mit dem Elend und der Not, dem Kummer und dem Leid, mit all den flatternden Wünschen, den unerfüllbaren Hoffnungen und dem unstillbaren Sehnen, kurz mit alledem, was unser kleines Menschendasein erfüllt. Da erhebt sich die Seele zu freierm Schwunge und fühlt sich ausgeweitet und gestärkt in dem Anblick einer höhern, größern, minder vergänglichen Welt. In unermessene Räume trägt uns der Fittich der Sehnsucht empor, und der ahnungsreiche Sinn überträgt alles, was hier unten die Seele in ihrem Längen und Bangen vergebens sucht, alles, was sie, gleichsam losgelöst durch die Dunkelheit der Erde von dem alltäglichen Leben, an Hohem und Edelm ersehnt, auf jene milde, leuchtende, aber nicht blendende Sternwelt. Sie wird oben suchen, was nicht unten ist, sie wird in der fernen Höhe Licht und Leben, Glückseligkeit und Zufriedenheit sehen, hier unten Dunkelheit, Schrecken, Tod. Und den Resonanzboden aller dieser Empfindungen bildet das Schweigen um uns her; durch kein Geräusch, durch keinen Laut, wie sie sonst an unser Ohr schlagen, wird die Aufmerksamkeit wachgerufen oder an die niedre Welt erinnert; dies Schweigen wirkt besänftigend — im Gegensatz zu dem Tageslärm —, die Stille legt sich lind wie eine weiche Welle ums Herz. Es liegt also in der unmittelbaren, sinnlichen Einwirkung begründet, daß sich die Seele, hinweggezogen von der irdischen Schwere und Not, zu den Höhen eines reinen Lichtes erhoben fühlt, daß die Ruhe des Abends, der Friede der Nacht die stillsten Freuden, die reinsten und tiefsten Schmerzen erweckt, daß die Stimmen des Innern ertönen, wenn die Welt ringsum verstummt.

Und so thut sich bei dem Anblick des unendlichen Sternenhimmels ein unermessliches Feld für die geschäftige Phantasie auf. Sie findet immer neue Gleichnisse für die Wunder dieser Erscheinung. Bald ist ihr der Weltraum ein weites blaues Meer, worin die Sterne die Inseln bilden, bald ist der Himmel mit Nebelflecken, Milchstraßen und Milliarden von Sternen ein mit prangenden Mustern durchwirkter Riesenteppich oder ein Garten mit schimmernden Beeten voll Tausenden von Blütenkelchen, oder man sieht die mannichfachsten Gruppen und Figuren, Tier- und Jagdbilder, Wagen und Leier, Löwen und Stier usw. Oder es sind goldige Schriftzüge, die da zeugen von Ruhe und Frieden, von Majestät und Unendlichkeit. Magisch zieht den Menschen das ferne Leuchten an; das ruhelose Flimmern erscheint ihm wie ein Nicken und Winken, die Sterne blicken wie freundliche Schutzengel mit klaren Augen herab, sie gießen Frieden in das unruhige Herz. Zu allen Zeiten blickte mit seligem Sehnen oder schmerzlichem Verzicht die liebende Seele zum Sternenhimmel empor; der Stern der Liebe, der Morgen- und Abendstern ist ewig ein Zeuge und Trost geheimen Verlangens, banger Hoffnung, süßen Gedankens gewesen, ein Zeuge von allem, was die junge Brust bewegt, die der Zauberstab Aphrodites berührt hat, mag man an Phaethon, an Hesperos, an Phaon, an tausend Sagen und Märchen aus dem Altertum denken, oder mag man lesen, was der Romantiker Sulpiz Boisserée an seine Braut schreibt: „Daß Sie mir bei der Trennung, worin wir leben müssen, den Abendstern zum Zusammen- treffen vorschlugen, wundert mich gar nicht: ich habe ihn schon oft mit Gedanken an Sie betrachtet, und er ladet mich immer dazu ein; dieses klare, feste Licht stärkt die Seele mit neuem Mut, und er ist das schönste Bild wahrer Liebe,“ oder was Moltke in seinen Briefen aus der Türkei seiner geliebten Braut schreibt: „Süße Marie, wenn du abends nach neun Uhr gegen Süden blickest, so wirst du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen; es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewundert [hat]; ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke an mich.“ Das liebende Herz beneidet die Sterne, die zu der fernen Geliebten herabsehen, es möchte sich zu ihnen emporheben, mit ihnen wandeln und reisen in die Weite, oder möchte der Himmelsbahn folgen, um aus seliger Höhe herabzuschauen auf alles Erdenweh. Bald erscheinen die Sterne voll Mitgefühl, bald scheint ihr unablässiges Wandern gleichmütig, teilnahmslos; es rührt sie nichts, was hier unten geschieht, weder Frevel, noch Segen. Sie bestimmen unser Schicksal nicht, sondern „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne,“ die Leitsterne zum Guten wie zum Bösen, das Gewissen, das Vertrauen zu dir selbst, Mut, Entschlossenheit, Liebe, Glaube, oder Haß und Arglist, Bosheit und Born. Die Sterne da oben achten deiner nicht; du magst sie fragen, du magst ihnen dein Leid erzählen, sie funkeln und schweigen.

Und doch erscheint sie heilig, die Sternennacht, „strahlende Unsterblichkeit wandelt durch die Lüfte.“ Unter uns die Gräber, über uns die Sterne! Das senkt sich in das andachtsdurchschauerte Herz. Per aspera ad astra! Durch Nacht zum Licht!

Der Gedanke an den Tod, an das Schwinden der Lebenswärme, an das Stocken des Blutes, an das Stillstehen des Herzens ist ein trüber Gedanke; die Sterne senden ihr Licht herab wie Verkündiger einer reinern Sphäre, und wie sie die Finsternis erhellen und überwinden, so scheinen sie dem gläubigen Gemüte den Tod zu überwinden und ewige Liebe herabzuleuchten aus der Welt des Allmächtigen. Man meint das Licht der Ewigkeit hindurchleuchten zu sehen.

So mündet die Ästhetik des Sternenhimmels, die sich auf das Physiologische gründete und sich im Reiche des Seelischen bereicherte und verinnerlichte, in eine Metaphysik des Sternenhimmels. „Unter hundert Menschen, sagt Ruskin, ist einer, der denken, unter tausend, die denken, ist einer, der sehen kann; klar sehen ist Dichtung, Weissagung und Religion, alles in einem.“

Dies klarere Sehen wird aber durch tiefere wissenschaftliche Erkenntnis gesteigert. Wie sich in Zeiten, die eine Blüte der Naturwissenschaften heraufführten, auch stets mit dem eindringenden Verständnis der Naturkräfte und Naturgesetze ein lebhaftes Naturgefühl entwickelt, das sich in dichterischen Werken und Beschreibungen kundgibt, so wird auch der empfängliche Mensch bei wachsender Erkenntnis der astronomischen Verhältnisse in immer tieferes Staunen versenkt, weil er sich immer neuern und immer größern Rätseln gegenüber sieht, und dieses Staunen muß ihn zu höhern, weltentrückenden Ideen emporführen. Welche Stufenleiter durchläuft der Gedanke, der von unsrer im Verhältnis zum Einzelnen schon so weiten und großen, im Weltsystem so kleinen Erde zu den größern Planeten mit ihren zahlreichen Monden aufsteigt und sich endlich zur Sonne hinaufhebt! Wie riesengroß ist sie, wie unberechenbar für den sonst so klugen Menscheng Geist! Ein Sonnenfleck würde die Erde verschlucken wie der tiefe Brunnen den Kiesel; ihre sogenannten Protuberanzen mit ihren herrlichen Farbenwirkungen sind gewaltige Ausbrüche von tausenden und abertausenden von Meilen Höhe. Welche Schlußfolgerungen auf flüssige Metalle und siedende Gase in der Sonne läßt die Spektralanalyse zu, von welchen unermesslichen Kräften gewinnen wir eine Ahnung, wenn wir von der Lichtkraft dieses Sonnenkörpers auf ihre Ursachen zu schließen versuchen! Und dringt man weiter ein in die Betrachtung der Himmelskörper, so thun sich neue Sonnensysteme auf, ja Millionen von Sonnensystemen, denen das unsrige nicht entfernt gleicht, und vor denen es wie eine Welle im Weltenocean verschwindet. Und in dieser Fülle von Welten welche Ordnung, welche gesetzmäßige Folge bei allem Wechsel! Bei einer so erdrückenden Großartigkeit aller Raum- und Zahlverhältnisse ist alles Erkennen nur ein schwaches,

nichtiges Gleichnis, und den Menschen, der sich bei solcher Betrachtung etwa dem Blatte am Baume vergleicht, das grünt und welkt, um dann hinweggeführt zu werden, kann nur das Gefühl der Ohnmacht und Nichtigkeit und das Bewußtsein, den Kern der Dinge nicht fassen zu können, erfüllen und — beugen, wenn ihn nicht der Gedanke aufrichtet, mit seinem Geiste, mit seiner über die Materie triumphirenden Vernunft hie und da jene ewigen Gedanken im Wandel der Sterne durch Rechnen nachdenken zu können.

Die Poesie des Sternenhimmels findet in der Dichtung alter und neuer Zeit ihre Deutung, ihre Verherrlichung. So wollen wir denn einige Litteraturen mit flüchtigen Schritten durchwandern, um diesem Motiv nachzugehen. Gehört es doch zu den fesselndsten Studien, in historischer und vergleichender Betrachtung ein und dieselbe dichterische Anschauung durch die Träume der Dichter und die Räume der Zeiten bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen.

Den alten Hebräern ist die Natur wie ein Buch, in dem sie von den Wunderthaten des allmächtigen Gottes lesen können. Seine erste Schöpfungsthat ist das Licht: „ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne.“ In der Zeit der Erzwäter werden die Sterne zum Gleichnis der zahllosen Menge des auserwählten Volkes. Im Hiob wird mit hohem Schwunge die Herrlichkeit Gottes am Himmel und in seinen Sternen gepriesen: „Er spricht zur Sonne, so geht sie nicht auf, und versiegelt die Sterne; er breitet den Himmel aus allein und gehet auf den Wogen des Meeres; er machet den Wagen am Himmel und Orion und die Glucke und die Sterne gegen Mittag“; „die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schatten.“ Niederschmetternd ist die Frage des Allgewaltigen an Hiob: „Sage an, weißt du solches alles: Welches ist der Weg, da das Licht wohnet, und welches ist der Finsternis Stätte? Kannst du das Band der sieben Sterne zusammenbinden oder das Band des Orion lösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist?“ Auf derselben Stufe der Bewunderung stehen die Psalmen; sie preisen ihn, „der die Himmel herrlich gemacht hat, die großen Lichter,“ ja sie fordern sie selbst auf: „Lobet, ihr Himmel, den Herrn, lobet ihn, Sonne und Mond und alle leuchtenden Sterne.“ Die Höhe und Weite des Firmaments tritt uns in Gleichnissen entgegen, aber auch die Lichtfreude im Gegensatz zu dem „Grauen des Nachts“; ja das Licht ist das Kleid Jehovahs (im 104. Psalm, wo überhaupt noch die ursprüngliche, den Naturgrund noch ver-ratende Anschauung Jehovahs als des Himmelsgottes [wie Indra, Zeus, Wodan] durchblickt). Auch Jesus Sirach preist das helle Licht, das vom Himmel ausgeht und die Welt erleuchtet; und es scheint, als ob eine individuellere, der Natur etwas mehr Selbständigkeit leihende Auffassung in den schönen Worten durchbräche: „Wer kann sich an Gottes Herrlichkeit satt sehen?

Man siehet seine Herrlichkeit an der mächtigen, großen Höhe, an dem hellen Firmament, an dem schönen Himmel. Die Sonne, wenn sie aufgeht, verkündigt den Tag; sie ist ein Wunderwerk des Höchsten. Es leuchtet auch das ganze himmlische Heer am Firmament, und die hellen Sterne zieren den Himmel. Also hat sie der Herr in der Höhe heißen die Welt erleuchten. Durch Gottes Wort halten sie ihre Ordnung und wachen sich nicht müde.“ Also des Himmels Schönheit ist die Pracht der Sterne! Und wie poetisch ist die Beseelung, daß die das Dunkel erleuchtenden Sterne nicht ermatten im Nachtwachen!

Den Griechen zeichnet ein tiefes, inniges Naturgefühl aus. Es ist zunächst pandämonistisch; die Bewegungen in der Natur, am Himmel, im Meer, in den Strömen, in den Wäldern und Quellen, im Rauschen der Bäume, im Branden und Klüstern der Wellen wandelte er um in „göttliche Wirklichkeiten,“ in menschenähnliche Wesen. So bevölkerte seine beseelende Phantasie die gesamte Natur mit den lieblichsten und hehrsten Gestalten. So ward die Sonne ein herrlicher Jüngling, der Mond eine strahlende Frauengestalt wie die Morgenröte und der Regenbogen, und zahllos sind die Sagen und Mythen von den Sternen und Sternbildern; so ist Phaethon der Morgenstern, der vor der Sonne herreitet, so ist Hesperos der Abendstern, der das Zeichen zur Nachtfeier Aphrodites giebt, das hochzeitliche Gestirn, aber er wird auch der Stern der sich sehnennden, unerfüllten Liebe.

Durch Umwandlung der Naturmächte in sittliche Mächte wird die Natur selbst freier und selbständiger. Die Naturfreude Homers ist innig, naiv, unreflektirt. Ihm ist der Himmel groß, sternreich, weit; einfache Freude am Licht spricht aus den Gleichnissen von den Sternen. So leuchtet Achilleus wie der Stern, der im Herbst aufgeht und überschwänglich an Klarheit vor vielen Gestirnen scheint usw. Die Stille der Nacht, das Unendliche des weiten Himmelsraumes und die helle Beleuchtung, in die durch das Sternenlicht besonders die Höhen im Gegensatz zu den tiefer sich ausbreitenden Schatten versetzt werden, treten in jenem wundervollen Gleichnis hervor, das in seiner naiven Einfalt doch das sinnigste Naturgefühl bekundet, auch wenn die epische Objektivität die Empfindung in die Seele eines andern verlegt: „Es loderten häufige Feuer, wie wenn hoch am Himmel die Sterne um den leuchtenden Mond her scheinen in herrlichem Glanze, wenn windstill ruhet der Äther; hell sind alle die Warten und zackigen Gipfel, auch die Thäler; am Himmel breitet sich endlos der Äther; alle Sterne erblickt man — und herzlich freut sich der Hirte!“

Die griechische Lyrik gleicht einem Trümmerhaufen. In dem herrlichen Alkmanischen Abendliede, das an das Goethische erinnert, fehlen die Zeilen, die den Sternen galten. Sappho, die veilschenlockige, sucht Ruhe für ihr ungestümes Herz in der Stille der Nacht, aber: „Verschwunden sind schon die Sterne, hinunter ist der Mond; die Stunden verrinnen, und Mitternacht ist;

ich aber, ich schlafe allein.“ Ein andermal singt sie: „Wo Selene glänzt, da verbirgt der Sterne Chor mit einmal ihr erleuchtet Antlitz, wenn sie voll in silberner Klarheit strahlet über den Erdkreis.“

In den Schilderungen und Vergleichen der Tragiker bricht in immer bezeichnenderem Ausdruck die Bewunderung „der nächtigen Sterne, der lichten Herrscher, der im Äther strahlenden Gestirne“ hindurch; die Beiwörter des Nachthimmels werden immer bildlicher. Ausdrücke wie „mit den Sternen sehend,“ „Glut hauchende Sterne,“ „der schauervolle Kreis der Nacht“ u. ä. begegnen uns bei Sophokles. Euripides läßt oft seine Helden schwelgen in der Wonne der leuchtenden Sternennacht; immer wieder rufen sie in ihrer Not die Gestirne an oder die heilige, ehrwürdige Nacht. Aber auch alttestamentliche Empfindungsweisen weckt den Griechen der Sternenhimmel in seiner Ordnung und Schönheit; auch sie weist er hin auf die Wundermacht der Götter, die das alles „so weislich geordnet“ haben. So berichtet Cicero von einer verlorenen Stelle bei Aristoteles, wo sich in kühnem Fluge der Phantasie der sonst so nüchterne Philosoph die bewunderungsvollen Empfindungen von Menschenwesen ausmalt, die stets in unterirdischen, wenn auch noch so herrlichen Wohnungen gelebt hätten und von Göttern nur vom Hörensagen wüßten und nun plötzlich auf die Oberfläche unsrer Erde emporstiegen: „Wenn sie plötzlich Erde und Meer und Himmel erblickten, die Größe der Wolken und der Winde Kraft, die Sonne und ihre Größe, Schönheit und Wirkungen, wenn sie ferner, sobald die Nacht die Erde überschattete und den ganzen Himmel mit Sternen zeichnete und schmückte, den Wechsel des wachsenden und abnehmenden Mondlichtes, den Auf- und Niedergang aller Gestirne und ihren für alle Ewigkeit geordneten, unveränderlichen Lauf wahrnahmen: wenn sie dies alles sähen, wahrhaftig, sie würden überzeugt sein, daß es Götter gebe, und daß alle diese Herrlichkeiten nur Werke der Götter seien.“

In der empfindsamen Erotik des Hellenismus, dieser sentimentalen Zeit des Griechentums, spielt natürlich auch die Sternennacht eine bedeutende Rolle. Bei Theokrit stellt die Liebende die friedliche Mondnacht der Unruhe ihres Herzens gegenüber. Apollonios schildert den zauberhaften Reiz des Sternenhimmels auf ein schwärmerisches Gemüt; er vergleicht Jason dem glänzenden Stern, den im Gemach verschlossene Mägdelein erblicken, während er über die Wohnung hellfunkelnd emporsteigt. In der bläulichen Luft mit holdanlächelndem Schimmer ergötzt er ihnen die Augen; auch freut sich seiner die Jungfrau, die sich sehnt nach dem fernen Geliebten. Pseudo-Platon wünscht in der Anthologie: „Schaust du zu den Sternen auf, mein Stern, wünsch ich eins mir nur: ich möchte gern selbst der Himmel sein. Ich sähe dich mit vielen tausend Augen an.“

Aratos machte den Sternenhimmel zum Gegenstand einer eignen Dichtung in seinen *Phainomena*. Auf pantheistischer Grundlage, auf der Idee des Zeus,

der das ganze All durchdringt, erhebt sich die Schilderung der Stellung und Bewegung der Gestirne, die in ihren Gruppen bald wie gewaltige Ungeheuer mit langem Schweif und mächtigem Kopf, bald wie ein Mann oder eine Jungfrau erscheinen. Aber auch ein inniges Naturgefühl kommt zum Ausdruck. So in der Schilderung der Milchstraße: „Wenn die wolkenlose Nacht alle herrlichen Sternbilder den Menschen vorführt und keins im Glanze geschwächt wird durch den Schimmer des Vollmonds, sie alle scharf durch das Dunkel leuchten, dann befällt ein Staunen die Sinne bei dem Anblick des durch den breiten Gürtel durchfurchten Himmels.“ So bekennt auch Ptolemaios, tief in der Seele von dem herrlichen Schauspiel ergriffen und in Andacht über das Irdische emporgehoben:

Staub nur bin ich — ich weiß es — ein Sterblicher, aber betracht ich,
Sterne, den kreisenden Lauf eurer verschlungenen Bahn,
Dann o! glaub ich die Erde nicht mehr mit dem Fuß zu berühren,
Sondern am Tische des Zeus nehm ich ambrosische Kost.

So weitet sich auch bei den Hellenen die Brust im Anblick der milden, klaren Sternenwelt, und seine Seele fühlt sich auf den lichten Strahlen emporgetragen zu seligen Höhen; die Erde bleibt fern, tief unten!

Was aber bei den Griechen noch im Reime schlummerte, das bringt das Christentum zu voller Blüte. Die Kirchenväter werden in Vers und Prosa nicht müde, die Schöpferkraft Gottes gerade an dem Sternenhimmel zu rühmen. So Basilius: „Wenn du je in einer heitern Nacht die bewundernswerte Schönheit der Sterne mit gespanntem Blicke betrachtet hast und du plötzlich in dem Gedanken an den Künstler des Universums nachdachtest, wer er denn sei, der mit diesen ewigen Blumen den Himmel so wunderbar gezeichnet und geschmückt hat, und der bewirkte, daß die Schönheit dieses Schauspiels nicht minder groß ist als die Gesetzmäßigkeit: wie muß erst die ewige, unsichtbare Welt sein, wenn die sichtbare, diese zeitliche, vergängliche so schön ist!“ Hier haben wir die christlich erweiterte Anschauung der Psalmen wieder. Durch der Sterne Glanz leuchtet das Licht der Ewigkeit, der Abglanz einer bessern Welt. Aber mit der Demut und der klaren Einsicht in die Grenzen unsers Erkennens, die diese Zeugen der christlichen Religion auszeichnet, fügt Basilius hinzu: „Wenn die Größe des Himmels das Maß der menschlichen Fassungskraft übersteigt, welcher Geist, welcher Verstand könnte das Wesen der ewigen Dinge ergründen?“ Gregor von Nyssa fragt, ähnlich wie Hiob, aber weit inniger: „Wer hat die Erde unter meine Füße gebreitet? Wer hat mir den Himmel wie ein Gewölbe befestigt? Wer giebt mir jene Flügel, im Geiste den gleichen Höhenflug zu unternehmen, sodaß ich die ganze Erde unter mir lasse und das weite Lustmeer durchheile, die Schönheit des Äthers erfasse, mich zu den Sternen emporhebe und ihre ganze Herrlichkeit erschauere, aber auch dabei nicht stehen bleibe, sondern selbst

über diese hinaus die Grenzen alles Wandelbaren und Vergänglichen überschreite und die unveränderliche Natur erfasse, die unwandelbare Macht, die auf sich selbst gegründet ist und alles führt und trägt, was ein Dasein hat?" Und Johannes Chrysostomos führt näher aus, wie Menschenwerk und Menschenkunst, wie alle noch so gesteigerte Kultur sich nicht mit den Werken der Natur messen könne, wie der schönste Palast zurückstehen müsse vor dem Himmelsgewölbe: „Nicht hat Gott die Flammen eines goldnen Kandelabers entzündet, sondern oben Lichter befestigend hat er ihren Lauf am Dache des Palastes bestimmt, auf daß es nicht nur nützlich wäre, sondern auch ein Gegenstand großer Lust für uns.“

Auch in der altgermanischen Poesie vereinigt sich eine herzliche religiöse Empfindung mit dem angeborenen lebhaften Naturfönn. Die Angelsachsen rühmen oft den flimmernden Glanz der Sterne, nennen ihren Anblick lieb und traut und freundlich; der Stern, der beständig den gleichen Weg zieht, erscheint ihnen wie ein treuer Wandrer „auf der Fahrt über das Dunkel der Nacht hin“; wie den Kirchenvätern ist auch ihnen Christus der Morgenstern, der das Licht brachte, oder der Stern, der die Nacht erhellt. Eine ausgeführtere Schilderung des Sternenhimmels begegnet uns bei Otfried in der Beschreibung der Himmelfahrt Christi, der über alle Sterne dahinfährt; doch ist es mehr Aufzählung der Sternenbilder als stimmungsvolle Ausmalung eines großen Gesamteindrucks. In dem an Gleichnissen so kargen Nibelungenliede wird doch der lichte Vollmond, der den Sternen voranschwebt, zum Bilde der Schönheit Kriemhildens, und die Minnesänger singen von dem Sternenschein, der in den Augen ihrer Liebsten blüht. Nicht minder die Dichter der Renaissance. Erhabnere Gedanken finden wir in dem Tagebuche des Kolumbus und in den Lustlieden des Camoens, die den südlichen Sternenhimmel bewundernd rühmen. Erhabenste Naturschwärmerei und frömmste Naturandacht verbinden sich bei Luis de Leon in seinem Gedichte „Der Sternenhimmel,“ wo er bekennt:

Wenn ich die Blicke sende zum Himmelsdom, besät mit Sternensfunken,
Dann sie zur Erde wende, auf die jetzt Nacht gesunken:
In meinem Busen wecken dann Lieb und Schmerz ein brennendes Verlangen . . .
Betrachtet ihr, wie weise gefügt der ewigen Gestirne Reihen . . .
Wer ist, der dies betrachtet und fühlst der Erde Tand sich nicht verleidet?

Und nun preist er die seligen Gefilde, die er hinter den Sternen wähnt, die ewige Schönheit des reinsten Lichtes, den ewig jugendlichen Lenz, die Fluren seliger Wonne usw.

Auch bei Shakespeare werden die Sterne zu reichen Gleichnissen und Schilderungen verwendet; die zaubervolle Nacht mit Mond und Sternen tritt in Romeo und Julia in Harmonie mit der Leidenschaft der Liebenden, während die totenstille Öde der Mitternacht den unheimlichen Nachstücken entspricht, die

Shakespeare im Hamlet und im Macbeth darstellt. Neben der mythisch-antiken Beseelung von Selene (Phöbe) hat Shakespeare die durchaus individuelle, er leihet Mond und Sternen ein strahlendes Antlitz, leuchtende Wangen, geschwinde Füße oder Flügel u. a. m.

In der beschreibenden Poesie des achtzehnten Jahrhunderts wird natürlich auch der Sternenhimmel oft abgezeichnet. An dem Feuerstrom Miltonscher Begeisterung entzündet Brookes sein Flämmchen, wenn er in der Einleitung seines „Irdischen Vergnügens in Gott“ „über das Firmament“ die andachtsvolle Betrachtung anstellt:

Als jüngst mein Auge sich in die saphirne Tiefe,
Die weder Grund noch Stern, noch Ziel und End unbeschränkt,
Ins unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt',
Und mein verschlungener Blick bald hie bald dahin lief,
Doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist;
Es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle,
Die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn End und Anfang stammen . . .
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts.

Er fühlt sich wie in einen Abgrund versinken, in dem die Flut über ihn zusammenschlägt, wenn er sein Auge emporhebt in die anfangs- und schrankenlose „lichte Dunkelheit“ am Firmament. Dieses Pathos ist typisch auch für die überschwängliche Empfindsamkeit der Mondscheinschwärmerei und Liebeständelei, wie sie im vorigen Jahrhundert die Gemüter beseelte; so hebt sich Klopstock mit dithyrambischem Schwunge bis zu den Sternen empor, zu den rauschenden Lichtströmen, zu den Gefilden, durch deren Umkreis die Unendlichkeit bebt:

O Anblick der Glanznacht, Sterneneere!
Wie erhebt ihr! Wie entzückt du, Anschauung der herrlichen Welt!
Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer!
Wie erfreut sich des Emporschauens zum Sterneneer, wer empfindet,
Wie gering er und wer Gott und wach ein Staub er, und wer Gott,
Sein Gott ist! O sei denn, Gefühl der Entzückung, wenn ich sterbe, mit mir!

Ein so tiefinniger Theismus verbindet sich mit der Anschauung des Sternenhimmels bei neuern Lyrikern nur noch bei Lamartine und Viktor Hugo. Goethes Pantheismus nährt auch seine Sympathie zu der Sterneneere; den Morgenstern nimmt er sich zum Wappen; treulich grüßt er das rötliche Gestirn des Mars, er weidet sich am „Liebesblick der Sterne.“ Unbekannt sind die Zeilen in den „Nachtgedanken“:

Euch bedaur' ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheint . . .
Denn ihr liebt nicht, kennet nicht die Liebe.

und die aus „Trost in Thränen“:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Wie schön ist die Beseelung im „Gesange der Geister“: „In dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne,“ ebenso in den „Geheimnissen“: „Die hohen Sterne ihr helles Auge zu ihm nieder wenden!“ An Frau von Stein schreibt Goethe am 22. März 1781: „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern; er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf; ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz slicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“

Eine so tief sympathetische Naturanschauung ist auch bei Byron lebendig; ihm ist alles Gewordne nur ein Teil, eine Offenbarung des Weltengeistes: „Lebt nicht der Berg? der Stern? Und sind die Wogen nicht auch beseelt?“ „Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen von mir ein Teil, ein Teil von ihnen ich?“ Im Rain jubelt er: „O du schöner und unnenntbarer Äther, ihr ungezählten Sternensheere! Wie seid ihr schön! Wie still und weit sind diese Welten!“ Und im Childe Harold: „Ihr seid des Himmels Poesie, ihr Sterne! Rings Erd und Himmel still! doch schlafend nicht! Zwar stumm, doch so, wie wenn wir innig fühlen, wie wenns in unserm Innern mächtig spricht! Rings Erd und Himmel still!“

Der liebende Italiener singt im Volkslied:

Wie strahlt der Sterne Heer von Himmelsöh'n!
Komm, Liebchen, zähle sie! Versuch einmal!
Viel größer noch ist meiner Schmerzen Zahl,
Wenn ich bei andern dich muß stehen sehn,

und Leopardi klagt: „Was soll das weite Luftmeer, jener tiefe, endlose Äther? Was bedeutet diese gewalt'ge Einsamkeit? Und ich, was bin ich? Vielleicht, wenn ich mit Flügeln mich über Wolken schwingen und einzeln alle Sterne könnte zählen, wär ich beglückter; doch irrt vielleicht der Sinn, der neidisch blickt nach andern Losen hin.“ Im Norden grübelt Knut Hamsun: „Ich liege den ganzen Abend und sehe zum Fenster hinaus; ein Feenglanz ruhte um diese Zeit auf Wald und Feld. Überall war der Himmel offen und rein. Ich starrte hinein in dieses klare Meer, und es war, als läge ich von Angesicht zu Angesicht dem Grunde der Welt gegenüber, als klopfte mein Herz so innig diesem reinen Grunde entgegen, als wäre es dort daheim. Diese Stille, die an meinem Ohr murmelt, ist das Blut der Allnatur, das siedet, Gott, der die Welt und mich durchbebt. Die Nacht ist tief. Nach einer Stunde fangen

meine Sinne an, in einen bestimmten Rhythmus einzuschwingen; ich klinge mit in der großen Stille, klinge mit. Ich sehe hinauf zum Halbmond, er steht am Himmel wie eine weiße Muschel, und ich empfinde etwas wie Liebe zu ihm."

Das sind tief innerliche, mystische, mit der Natur sich eins fühlende Betrachtungen, wie sie uns selbst in der deutschen Lyrik seit Claudius frommem „Abendlied“ oder seit den romantischen Dichtungen eines Novalis, Tieck, Eichendorff, seit Hölderlins „Hyperion“ usw. — nicht inniger begegnen, oder bei Geibel, Rückert und Neuern. Geibel möchte die Sterne mit den frommen Lämmern auf blauen Himmelsfluren, mit Silberlilien, mit lichten Kerzen vergleichen, oder mit Silberlettern, drin ein Engel von Liebe ins blaue Buch des Himmels tausend Lieder aufgeschrieben hat. Und Rückert ruft:

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen besserer Welt
Ihr die Erdenämmerung hellt;
Schau nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
Ins unwölkte Herz?

Und unter den Neuesten mahnt es an die tiefe Empfindung der Naturstille, wie sie uns so oft in Storms Novellen entgegentritt, wenn G. Renner singt:

Es ist so still, daß man den leisen Atem
Von Blatt und Blumen beinahe hören kann,
Fast hören kann den lautlos zarten Schritt
Der Sterne auf des Himmels Sammetteppich . . .
So still, daß fast das Ohr vernimmt das Strömen
Des lichten Duftes durch die Fensterscheiben,
Den jene weiße Himmelsrose sendet
In Strahlen auf mich nieder, weich und linde.

Überblicken wir die Entwicklung der dichterischen Anschauung des Sternenhimmels, so sehen wir, daß sich besonders erhabne religiöse Empfindungen mit dem unmittelbaren Eindruck verbinden, daß der Mensch in unwillkürlicher Übertragung seines Wesens auf die Natur all sein Sehnen und Hoffen, alles, was er hienieden vergebens sucht, erfüllt wähnt in jener lautlosen, unvergänglichen, obern Welt, wo in ewigem Wandel die Millionen Sterne ihre Bahnen ziehen, daß er, von dem fernen Lichte in die unermessliche Weite gezogen, unwillkürlich von allem Irdischen abgelenkt und dem Gedanken des Ewigen zugeführt wird, sodaß sich mit der nächtlichen Stille, mit dem magischen Leuchten der Sterne auch in die unruhig klopfende, von mannichfachen Stimmungen bewegte Brust Friede, träumerisch ins All sich verlierende

Sehnsucht oder stille Wehmut senkt. Zugleich lehrt uns diese Betrachtung, wie im Wechsel der Zeiten und der Völker das menschliche Sinnen und Dichten trotz aller Verschiedenartigkeit doch im Kerne einheitlich ist, einheitlich und an bestimmte Bahnen gebunden, wie die Sterne selbst, die droben in unwandelbarem Laufe kreisen.



Ästhetisches



ie Ästhetik, die Lehre von dem Schönen in der Natur und von dem Kunstschönen, sowie von dem Verhalten des menschlichen Geistes zu diesen beiden Gebieten, wird bekanntlich von der Philosophie als eine ihrer Abteilungen in Anspruch genommen. Die Philosophen haben sich in der Regel nicht bemüht, das Verständnis ihrer Meinungen ihren Lesern durch eine einfache und klare Sprache zu erleichtern; wer von ihnen Nutzen haben wollte, durfte sich den mühsamen Weg durch eine dunkle Schulterminologie nicht verdrießen lassen. Von dieser Erdschwere hat selbstverständlich auch die philosophische Ästhetik ihr gutes Teil, und das ist ein Grund, warum ihre Darstellungen nicht sehr viele Leser haben können, aber es ist nur einer. Denn außerdem wird, wer sich trotzdem in eines dieser Bücher hineinliest, weil er über ihren Gegenstand, die Kunst, unterrichtet sein will, bald die Erfahrung machen, daß er sich in seiner Voraussetzung ein wenig getäuscht hat. Er dachte, es sei darin von Werken der bildenden Kunst, von Statuen und Bildern, die Rede. Aber weder Kant, noch Schiller, unsre wichtigsten deutschen Ästhetiker, sagen davon viel, während z. B. Winckelmann, der mehr davon verstand, als beide zusammen, und vieles darüber gelehrt hat, das keineswegs als Philosoph und Ästhetiker that. Man würde auch irren, wenn man bei den heutigen Philosophen, die Ästhetik treiben, eine wirkliche Kenntnis der vorhandenen Kunstwerke als notwendig voraussetzte; es ist ihnen um ganz andre und ihrer Auffassung nach höher liegende Fragen zu thun, bei denen sie die materielle Erscheinung, die dem Kunstfreunde die Hauptsache ist, sehr wohl umgehen können. Wenn einzelne Männer, wie Schopenhauer oder Vischer, zugleich Kenner der Kunst und Kenner der schönen Litteratur genannt werden konnten, so war das eine rein persönliche Zugabe, die allerdings auch ihre Ästhetik etwas anschaulicher und für den Kunstfreund unterhaltender gemacht hat. Aber trotzdem wird sich jemand über Poesie nicht aus Schopenhauer unterrichten wollen, sondern aus litteraturgeschichtlichen